

Dietl in ihrem Aufsatz zum einflussreichen Draculagedicht des Michel Beheims den moralisch-religiösen Inhalt der Geschichten, der vor dem Hintergrund von apokalyptischen Naherwartungen zu verstehen sei – eine These, die im Aufsatz von Christof Paulus Unterstützung findet und überzeugt.

Fünftens liefert Daniel Ursprung gleich mehrere Deutungen. Während er nicht glaubt, dass es eine diskursive Verortung Vlads im Orient gegeben habe, verteidigt er die These, dass die Draculabilder in eine Konjunktur der Gewaltdarstellung um 1500 einzuordnen seien. Diese stehe mit einer Wende hin zur Betonung der fürstlichen Strenge und einer tatsächlichen Zunahme der herrschaftlichen Gewalt in Zusammenhang. Vlads gewalttätiges Vorgehen sei dabei keine Ausnahme gewesen. Schließlich sieht Ursprung in den Draculaschriften eine implizite Herrschaftskritik – eine These, die im Unterschied zu der einer Hochkonjunktur der Gewaltdarstellung auf einer eher dünnen Beweisführung beruht.

Der Sammelband bietet somit viele Thesen, die es sich lohnt zu besprechen; er erfüllt seine Funktion, Impulse der Vlad-Forschung zu bündeln und zur Diskussion zu stellen. Es ist nur etwas schade, dass die Herausgeber die Spannungsverhältnisse zwischen den Beiträgen in der Einleitung nicht klarer thematisiert haben und mit dem Problem divergierender Deutungen nicht offensiver umgegangen sind. Der Rezensent hätte sich einen Vergleich zwischen den Aufsätzen und auch eine Positionierung der Herausgeber gewünscht. Dies hätte sicherlich geholfen, wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit den einzelnen Interpretationen anzuregen.

*Damien Tricoire (Halle/Saale)*

## Polizeidiener im 19. Jahrhundert

---

*Timo Luks, Schiffbrüchige des Lebens. Polizeidiener und ihr Publikum im neunzehnten Jahrhundert (Industrielle Welt, Bd. 98), Wien/Köln/Weimar (Böhlau) 2019, 342 S., 39,99 €*

Wer künftig über innere Repression und ebenso über Sozialproteste im 19. Jahrhundert arbeitet, wird an diesem Buch von Timo Luks kaum vorbeikommen. Zunächst: Luks geht es nicht um die Repressivinstitution Polizei in einem abstrakten Sinne. Im Fokus seine Interessen stehen Subjekte, unscheinbare Akteure, die in Studien zur Polizeigeschichte kaum hervortreten: nämlich die unteren Chargen, die »einfachen Polizeidiener« oder auch »gemeinen Polizeisoldaten«, wie sie im zeitgenössischen Jargon genannt wurden. Luks thematisiert vorwiegend an bayerischem Material das »polizeidienerliche self-fashioning«, die Ausbildung und Erzeugung von Identitäten der unteren Polizeimannschaftsteile in einer Zeit, als es »weder eine geregelte Mannschaftsausbildung noch berufliche Interessensvertretungen« gab. Es war deshalb bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts, so Luks' zentrale These, die »Ausarbeitung einer Verhaltenslehre der Artigkeit, Besonnen- und Bescheidenheit« – ein sich erst allmählich entwickelndes Tugend- und Verhaltensraster also –, die zum »Fluchtpunkt polizeidienerlicher Selbstbildung und [zum] Instrument der Regulierung des Verhältnisses von Polizei und Publikum« wurde.

Zur Sozialstruktur der Polizeidiener konstatiert Luks, was sich beispielsweise auch für die Aufständischen der Pariser Junischlacht 1848 und die ihnen gegenüberstehende Mobilgarde beobachten lässt: Die Polizisten auf den untersten

Hierarchieebenen und »Polizierte« entstammten denselben Sozialgruppen, den überaus fluiden Unterschichten, die durch die Industrialisierung noch nicht zu Klassen oder vergleichbar abgrenzbaren Sozialkategorien formiert waren. Im Kern standen auf beiden Seiten, so drückte es ein zeitgenössischer Experte fast poetisch aus, »Schiffbrüchige aus den stürmischen Wogen des Lebens«, wobei die Einen sich »auf die öde Klippe der Polizeimannschaft gerettet« hatten, während die Anderen in existenzieller Prekarität verblieben. Einzige markantere sozialstrukturelle Abweichung war, dass über ein Drittel der Polizeidiener vorher eine langjährige Militärdienstzeit hinter sich hatte.

In den – oft unaufgefordert eingereichten – Bewerbungsschreiben stilisierten sich Kandidaten, damals ähnlich wie auch heute, zu »ordnungsliebenden fleißigen Menschen«, und verwiesen auf einen »guten Leumund« und »tadellose moralische Aufführung«. Als Motiv für eine Bewerbung gaben sie, neben Versorgung alter oder kranker Familienangehöriger, an, des »Zwanges, wieder und wieder (neue) Arbeit suchen und finden zu müssen«, müde zu sein – die Flucht in langweilige Lebensstellungen aus Angst vor Dauerunsicherheit und Prekarität ist also kein neues Phänomen. Wichtig ist freilich auch der Umkehrschluss: Wenn sich Angehörige der breiten Mittelschichten für eine »Polizeicarrière« entschieden, die faktisch keine Aufstiegsmöglichkeiten bot, dann galt bereits dies manchen Standesgenossen als Indiz »für die Zerrüttung ihrer Lebensverhältnisse«.

Wenig attraktiv am Polizeiberuf war auch die obrigkeitliche Regulierung der Privatverhältnisse, zu der lange Zeit auch Heiratsgenehmigungen gehörten. So nimmt es denn nicht wunder, dass nicht wenige Polizeidiener den Dienst

quittierten, wenn sich ihnen bessere Perspektiven boten. Die Aussicht, auf Lebenszeit in (spärlichem) Lohn und Brot zu stehen, war in Krisenzeiten jedoch hoch attraktiv.

Die Kriterien für Annahme und Ausschluss von Bewerbern für den unteren Polizeidienst blieben vage und waren lange Zeit einer relativen Willkür der Oberen überlassen. Bemerkenswert ist, dass Bestrafungen »wegen unzüchtigen Umgangs mit einer Weibsperson« meist kein Exklusionsgrund waren, im Unterschied zu wiederholten »heftigen Trunkenheitsdelikten«. Dem Eintritt in die Polizei ging »oft eine Phase vorweggenommener Anpassung voraus« – auch das ein nicht nur »historisches« Phänomen. Über den Konformitätsdruck gelang es, Angehörige der unteren Sozialgruppen »aus ihrer gesellschaftlichen Einbettung herauszulösen, sie zur Verkörperung von Staatsgewalt« und zu »Instrument[en] der Eindämmung und Kanalisierung gesellschaftlichen Wandels und seiner Folgen« zu machen.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung (auch) in dieser Hinsicht war die materielle Seite: Wenn sie in den Polizeidienst eintraten, kappten sie die Kanäle zu den »etablierten Kreditnetzwerken der kleinen Leute«, wurden also abhängig von der Obrigkeit. Gleichzeitig waren die Polizeidiener einem harten Finanzregime unterworfen: Schulden durften sie nicht machen; sie benötigten die Genehmigung der Vorgesetzten, wenn sie sich »etwas borgten«. Angesichts eines Gehalts jedoch, das kaum die Lebensbedürfnisse abdeckte, »blieben Schulden ein Dauerthema« und die Polizeidiener selbst anfällig für Bestechungsversuche, zumal »die Grenzen zwischen (halb-)offiziellen Gebühren, Trinkgeldern und Korruption fließend« waren.

Ein weiteres Thema des Buches ist die zunächst variationsreiche Kleidung

der Polizeidiener, die anfänglich von diesen selbst beschafft und finanziert werden musste, und deren allmähliche Vereinheitlichung zur Uniform. Dieser Prozess der Uniformierung war zentral für die Separierung zu einem gesonderten staatlichen Repressionsorgan; erst die einheitliche Bekleidung erlaubte es den ›Polizeisoldaten‹, sich als besondere Gruppe zu identifizieren. Zudem übernahm man mit der Uniform ein vom Militär »geliehenes oder imaginiertes Prestige«. Vor allem in den Jahrzehnten des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurde die durch die einheitliche Uniform geborgte Männlichkeit »nicht nur für Frauen« zum »Preisschild auf der Ware Mann«.

Anregend sind auch die Ausführungen von Luks zum Thema »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« (so die bekannte Formel von Karin Hausen): Er konstatiert je nach Polizei(diener)funktion verschiedene Varianten von Männlichkeit und korreliert diese mit der jeweiligen sozialen Herkunft der Polizisten selbst wie auch der Polizzierten: bescheidene Zurückhaltung dort, wo das Publikum den Mittel- oder gar ›besseren‹ Schichten angehörte; dagegen »harte, körperliche und gewaltaffine Männlichkeit« bei den aus dem proletaroiden Handwerk oder unteren Arbeiterschichten rekrutierten Polizeidienern gegenüber lärmenden und tobenden Unterschichtangehörigen. Polizei wie Polizzierte spiegelten mithin die jeweiligen gesellschaftlichen Stratifikationen.

Vorsichtig wäre ich allerdings mit der Behauptung, dass das ursprünglich »maskuline Paradigma« sukzessive durch eine »fast schon mütterliche Rolle überlagert« worden sei, sich ›männliche‹ und ›weibliche‹ Geschlechterklischees in den Anforderungen an Polizisten auf den unterschiedlichen Hierarchieebenen also zunehmend gemischt oder gar aufgelöst hätten. ›Fürsorgliches Verhalten‹ ge-

hört zum klassischen Patriarchen, etwa zum noch semi-feudal geprägten Gutsbesitzer, Fabrikbesitzer oder eben auch zur Obrigkeit. Wenn sich Polizeidiener »Schwachen und Hilflosen, namentlich Frauen und Kinder, in besonderer Weise« annahmen, dann lässt sich der dahinter stehende Habitus vielleicht besser als ›geborgter obrigkeitlicher Patriarchalismus‹ interpretieren.

Luks hat seine Arbeit in insgesamt neun Kapitel thematisch strukturiert, nicht chronologisch aufgebaut. Das kann man bedauern, weil es um Entwicklungen eines ganzen Jahrhunderts geht. Die historische Dynamik macht Luks bei genauerem Hinsehen allerdings ebenfalls zu einem Thema, insbesondere im letzten Kapitel, das »polizeidienerliche Verhaltenslehren um 1900« zum Gegenstand hat, also Lehrbücher und Polizeiwissenschaften. Dieses Kapitel kann man auch als historisches Resümee der vorausgehenden ungeordneten Entwicklungen lesen. Die »neue Figur des Schutzmannes«, die sich aus dem alten Polizeidiener entwickelte – affektkontrolliert, die Wirkung des eigenen Auftretens stets reflektierend – und die auch eine gewisse Fürsorglichkeit gegenüber ›Schutzbefohlenen‹ zu kultivieren hatte, entstand zu einer Zeit, als sich eine in die Breite wachsende gesellschaftskritische Opposition sozialistisch politisierte und die Polizei selbst stärker noch als zuvor auf ihren Ruf zu achten hatte. Die von Luks breit thematisierte »Umformatierung« traditioneller Männlichkeitskonzepte wäre mithin auch ein Aspekt einer zunehmend kalkulierten Imagepolitik, die die Akzeptanz der zunehmend professionalisierten Polizeidiener beim scheinbar immer unberechenbareren Publikum zu erhöhen hatte (was mit Blick auf die Anfang des 20. Jahrhunderts entstehende Polizeipsychologie weiter zu verfolgen wäre).

Was bleibt an Fragen? Mir fällt vor allem ein Aspekt auf: Luks stützt sich empirisch auf Archivalien vor allem des bayerischen Königreichs, insbesondere aus den beiden traditionsreichen Städten Regensburg und Nürnberg. Konzeptionell folgt er, zumindest in zentralen Passagen, der »dichten Beschreibung« von Clifford Geertz und »zoomt« von Makroebene immer wieder auf die Mikroebene und zurück. Die »dichte Beschreibung« droht hier, Differenzen zu verwischen: Welche Reichweite hat dieses »Makro«? Die Entwicklungen in den Staaten des Deutschen Bundes gingen auch und gerade auf der Ebene der Polizei insbesondere in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch weit auseinander. Für welche Regionen sind die Ergebnisse der Studie repräsentativ? Auffällig ist, dass Luks, wenn er Protagonisten der zeitgenössischen Polizeiwissenschaften befragt, vornehmlich einschlägige preußische Experten heranzieht. Preußen jedoch steht für die Avantgarde der modernen Polizei. Dort hatten sich schon vor 1848 polizeiwissenschaftliche Zirkel herausgebildet. Und unter Carl von Hinkeldey, seit Herbst 1848 Berliner Polizeipräsident und informeller Polizeiminister der Hohenzollernmonarchie, kam es zu einer systematischen und tiefgehenden »Modernisierung« der polizeilichen Repressivorgane, denen Österreich (als Hegemonialmacht des Deutschen Bundes) und wohl auch Bayern nichts Vergleichbares entgegenzusetzen hatten. Nicht um einen preußischen Sonderweg zu postulieren, aber doch um die Vorreiterrolle und Vorbildfunktion Preußens herauszuarbeiten, wäre es schön gewesen, wenn Luks vergleichbare preußische »Provinzstädte« wie zum Beispiel Magdeburg und Frankfurt/Oder einbezogen hätte. Diese Bemerkung tut der überaus anregenden Studie von Timo Luks jedoch keinen Abbruch. Zu meckern habe

ich ansonsten nichts (höchstes Lob eines Berliners!). Das Buch steckt vielmehr voller Anregungen. Lediglich formal gibt es noch einen Kritikpunkt: Namentlich die Einleitung ist unnötig knapp gehalten. Vieles an spannenden methodischen und konzeptionellen Überlegungen (unter anderem zu den Begriffen »Milieu« und »Polizierung von Protest« sowie zum Rekurs auf Norbert Elias, Max Weber und Pierre Bourdieu) ist in den Fußnoten versteckt, obwohl es eigentlich in den Haupttext gehört. Aber das sind kleinliche Marginalien – angesichts der Originalität des Ansatzes und seiner empirischen Ausführung.

Rüdiger Hachtmann (Berlin)

## On Durban's Docks

---

Ralph Callebert, *On Durban's Docks: Zulu Workers, Rural Households, Global Labor (Rochester Studies in African History and the Diaspora; Bd. 76)*, Rochester (University of Rochester Press) 2017, 235 S., 93 €

Bis zur Etablierung der Containerschifffahrt zählte die Tätigkeit von Dockarbeitern zu den Basisoperationen des globalen Lieferkettenkapitalismus. Verglichen mit Seeleuten, für deren Arbeit das Gleiche gilt, blieb die Bewegungsreichweite dieser Männer gewöhnlich eng umgrenzt. Diese Spannung zwischen relativer Immobilität der Dockarbeiter und globaler Vernetztheit der Häfen, in denen sie wirkten, bildet den Ausgangspunkt der vorliegenden Studie von Ralph Callebert. Am Fall von Durban, seit Ende des 19. Jahrhunderts der umschlagstärkste Hafen des südlichen Afrikas, untersucht er die Lebensstrategien von *Onyathi*, wie sich die dortigen Dockarbeiter nannten, in den 1950er Jahren.